

Die Nachtigall.

Berg kannte ich wohl; oben auf der Höhe hatten im letzten Krieg die Buren große Verhüllungen und Schützengräben aufgeworfen und es hätte für die Engländer einen schlimmen Empfang abgesetzt, wenn sie von dieser Seite her einen Angriff gewagt hätten. Mir aber ging jetzt außer dem Lichtlein in der Laterne ein anderes Licht auf. Es war mir plötzlich klar, daß ich in meinem Eiser weit über das Ziel hinausgeschossen war. Ich hatte mich verlaufen und kehrte nun in weitem Bogen wieder zurück. Welch ein Weg, wenn man dieses Wirral von Gras und Steinen und Löchern überhaupt noch einen Weg nennen kann. Stellenweise lagen die mächtigen, scharfkantigen Steinblöcke wie hingefügt. Da heißt es am hellen Tag sich in acht nehmen, um nicht den Fuß zu brechen, geschweige denn in der Nacht. Ich bin als Handwerksbursche in Südamerika vom Atlantischen Ozean bis zum Großen Ozean gewandert, habe aber selbst in den Cordilleren keinen so halsbrecherischen Weg gefunden. Wir können hier in Ratschit wie auf manch' anderer Station ohne Lüge sagen, wir seien „st ein reich“.

So torkelte ich mit meiner Laterne über Stock und Stein dahin, ich sah keine Hütte, kein Haus und wußte zuletzt gar nicht mehr, wo ich denn eigentlich war. In der Not betete ich ein Vater unser für die armen Seelen, denn meiner Erfahrung gemäß sind das immer die schnellsten und sichersten Helfer. Es dauerte nicht lang, da fand ich einen Baum und daneben einen kleinen Schweinestall, der übrigens nur aus einer kleinen runden Mauer ohne Dach bestand. Jetzt kannte ich mich wieder aus; der gelichte Kraal lag gar nicht weit davon. Bald war ich dort. In einer Hütte saßen zwei erwachsene Söhne des Kraalbesitzers, die großen Augen machten, als ich am späten Abend so unerwartet eintrat. Ich sagte ihnen, weshalb ich käme, sie konnten mir aber die tröstliche Versicherung geben, die Eingeweide seien unberührt geblieben, man habe sie im Gegenteil sofort vergraben. Das war mir lieb, und so konnte ich beruhigt den Heimweg antreten; auch reute es mich keineswegs, den weiten Weg gemacht zu haben. Nach zweitständigem Nachtwandeln war ich wieder zu Hause und schlief bald darauf den Schlaf des Gerechten.

Am folgenden Sonntag ging ich abermals dorthin; ich wollte doch sehen, wo ich denn eigentlich in jener Nacht umeinanderirrte war. Diesmal sah ich bei dem mehrerwähnten Kraale eine Menge schwarzen Volkes versammelt. Einige schlügen mit langen Stöcken auf den Boden, und ich konnte mir nicht erklären, was denn da los sei.

Wie ich näher kam, sah ich, daß sie am Dreschen waren. In Ermangelung von Ziegeln bemühten sie starke, etwa zwei Meter lange Knotenföcke. Uebrigens drochen nur etwa 15 Mann; die übrigen saßen am Boden, schauten zu und tranken fleißig Bier. Nach einer Weile wurden die Rollen vertauscht; die Drescher setzten sich nun zum Bier, und 15 andere Männer und Burschen übernahmen die Arbeit. Sie schlügen im Takte kräftig auf das Getreide los und machten zeitweilig die tollsten Sprünge, wobei sie mit einem Fuß (nie mit der Hand) die Ähren und Garben umdrehten. Einige von ihnen waren ordentlich bekleidet, andere trugen Hemd und Rock, manche bloß ein farbiges Hemd. Es waren keine Katholiken dabei, nur Heiden und Protestanten.

Der Kraalbesitzer hatte da wieder den alten Schlaumeier gespielt. Er hatte ein Biergelage veranstaltet und

die Gäste mußten ihm für den Freitrunf das Getreide ausdreschen.

Ich machte die Leute darauf aufmerksam, daß heute Sonntag sei, und fragte sie, weshalb sie sich unterstünden, am Tage des Herrn zu arbeiten. Die prompte Antwort war: „Das ist keine Arbeit, sondern ein reines Vergnügen, denn wir können dabei umsonst trinken, so viel wir nur wollen. Aber ohne Bier, mit hungrigem Magen schwitzen und schaffen, das ist eine Arbeit; die hassen wir und verrichten wir bloß notgedrungen an Werktagen.“ —

Die Nachtigall.

Nach Christoph von Schmid.

1.

Vor etwa hundert Jahren lebte im südlichen Deutschland die Gräfin von Sternfeld. Sie war mit ihren drei Kindern, einem Jüngling von etwa 16 Jahren und zwei jüngeren Mädchen in der Hauptstadt gewesen und kehrte nun wieder nach ihrem Landgute zurück. Von einer Eisenbahn wußte man damals noch nichts, und so benutzten sie ein eigenes Gefährt.

Der Postillon verirrte sich in einem Walde, und um das Unglück voll zu machen, brach auf dem rauhen Wege ein Rad. Die allgemeine Verlegenheit war groß. Die Gräfin fürchtete, im Walde übernachten zu müssen, denn die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu. Der Postillon wettete über den schlechten Weg, kratzte sich hinter den Ohren und wußte sich nicht zu helfen.

Da kam ein Hirtenknabe herbeigerannt und rief: „Da ist leicht geholfen. So viel ich sehe, läßt sich das Rad ohne viel Mühe wieder ausbessern. Im nächsten Dorfe an der Landstraße, nicht gar weit von hier, wohnt ein vortrefflicher Wagner, der Waldweg, auf den der Postillon geriet, führt gerade dorthin. Und dort liegt eine Stange, mit der kann man vorläufig die Rutsche stützen und weiter schleifen. Die Herrschaften selbst will ich, wenn es ihnen gefällig ist, auf einem bequemen Fußweg führen, der nicht nur eine halbe Stunde näher, sondern auch überaus schön und einladend ist.“

Die Gräfin äußerte zunächst einige Bedenken, ob man die Stange auch nehmen dürfe. „Gewiß“, entgegnete der Knabe, „all das Holz rings herum gehört dem Wagner und es kann ihm daher nur lieb sein, wenn Ihr ihm die Stange gleich ins Haus schafft.“ Dabei half er schon dem Postillon, sie mit ebenjoviel Gewandtheit wie Geschick mittels einiger Stricke an der Rutsche zu befestigen. Während nun die Kutsche auf dem holperigen Wege langsam weiterging, schlug der Knabe mit der gräflichen Familie den genannten Fußpfad ein, der sich zwischen grünenden Erlen und blühendem Hagedorn längs eines murmelnden Bächleins dahinzog.

Da sang plötzlich eine Nachtigall zu schlagen an. Die Gräfin setzte sich mit dem beiden Fräulein auf den Stamm einer gefällten Buche, während sich der junge Graf an eine nahe Birke anlehnte. Alles war still. Nur der Abendwind flüsterte leise in den Blättern der Bäume, und das Bächlein rauschte und plätscherte nebenan. Mit hohem Entzücken lauschten alle zusammen auf den herrlichen Gesang des munteren Vogelins.

„Hundert Gulden gäbe ich darum“, sagte die Gräfin nach einer Weile, „wenn ich den Vogel in unsern Gartenanlagen hätte! Ich habe zwar in der Stadt schon manche Nachtigall singen hören, allein hier im Freien, in Gottes stiller Natur, klingt das unvergleichlich schö-

ner. Was müßte doch das für eine Freude sein, wenn wir die holde Sängerin in dem kleinen Wäldchen neben unserem Schlosse könnten singen hören!"

„Hundert Gulden?" fragte der Hirtenknabe, der neben dem jungen Grafen stand, „und sie ließen sich so leicht verdienen!" — Der Graf winkte dem Knaben, zu schweigen, weil die Nachtigall wieder zu schlagen anfing, als sich aber die Frauen zum Gehen anschickten, blieb er mit dem Hirtenknaben etwas zurück und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Es ist hier nicht die Rede von einer Nachtigall im **Käfig**", sprach er, „sondern meine Mutter wünscht in ihren Gartenanlagen, worin sehr liebliche, schattige Gebüsche sind, eine Nachtigall zu hören, die im Freien nistet, die jeden Frühling wiederkehrt und ohne Menschenpflege ihr herrliches Lied anstimmt."

„Das begriß ich recht wohl," erwiderte der Knabe, „ich möchte auch um keinen Preis eine Nachtigall fangen, um sie in die Gefangenschaft auszuliefern." Er erkundigte sich hierauf über die nähere Beschaffenheit des Wäldchens und sagte dann: „Ich glaube imstande zu sein, die Nachtigall samt ihrem Nest dorthin zu versezten. Ein Mann, der hier im Walde schon manchen Singvogel gesangen hat, sagte mir, wie man das anzustellen habe. Wenn nicht in dieser Woche, so doch gewiß in der kommenden muß die Nachtigall dort schlagen, daß es im ganzen Wäldchen widerhallt."

Der Graf blieb verwundert stehen und betrachtete den originellen Knaben. Der Kleine hatte ungemein schöne, hellblaue Augen, rotblühende Wangen und eine Fülle gelber Haarlocken, die ihm bis auf die Schultern herabhingen und auch teilweise aus dem hie und da zerrissenen Strohhut hervorquollen.

„Ich sehe schon, du willst allen Ernstes die hundert Gulden verdienen," bemerkte lächelnd der junge Graf, „doch sag' mir, was willst du denn damit anfangen?"

„Mit hundert Gulden," stand leuchtenden Auges der Knabe, „wäre mir geholfen! Sehen Sie, mein Vater ist ein armer Tagelöhner, nie recht gesund, und gegenwärtig ernstlich krank. Ich gehe eben hin, ihn zu besuchen und ihn zu pflegen, denn die Mutter ist schon vor zwei Jahren gestorben, und Schwestern oder sonstige Verwandte, die ihm helfen könnten, habe ich nicht. Mein Dienstherr, der Bauer, dem der Hof dort drüben

im Walde gehört, hat mir auf einige Tage Urlaub gegeben. Bei ihm hüte ich die Ziegen, aber viel bringt mir das nicht ein; es dient bloß dazu, daß ich meinem Vater von der Schüssel komme. Geben kann ich also meinem Vater wenig.

Wenn ich nun so bei meinen Ziegen im Walde sitze, kommt mir oft der Gedanke, all mein Tun sei doch nur eine Art Müßiggang und ich könnte meine Jugendzeit besser zubringen. Oft flehe ich auch auf den Knieen liegend mit Tränen in den Augen den lieben Gott an, er möge mir doch helfen, einmal ein rechtschaffener, brauchbarer Mann zu werden. Ich möchte nichts lieber als ein Handwerk lernen, und zwar hätte ich eine ganz besondere Lust zum **Wagnerhantwerk**. Es ist doch etwas Schönes, wenn man aus dem Holze, das hier im Walde gefunden wird, eine so prächtige Kutsche, wie die



Herz Jesu unser Friede und unsere Versöhnung.

Ährige zu stände bringen kann! Ich redete auch schon öfters mit dem Wagnermeister, der nun das Wagenrad ausbessern wird, allein er sagt, unter 50 Gulden könne er mich in die Lehre nicht aufnehmen, und dann müsse ich mich auch zuvor besser kleiden und mit Weißzeug versehen sein, was wieder gegen fünfzig Gulden kosten würde; denn so wie ich gehe und stehe, würde mich der Meister, der ein sehr respektabler Mann ist, nicht annehmen. Das würde also zusammen hundert Gulden machen, und so viel hat mein Vater nicht."

„Knabe“, sagte der Graf gerührt, „betrübe dich nicht, denn wenn alles, was du da sagst, auf Wahrheit beruht, soll dir geholfen werden! Bringst du mir ein schriftliches Zeugnis, daß du dich immer gut aufgeführt, und will dich der Meister wirklich in die Lehre nehmen, so gebe ich dir fünfzig Gulden, und für die noch fehlenden fünfzig wird wohl auch noch Rat werden. Nur darf bevor sich die Nachtigall bei unserem Schlosse hören läßt, kein Mensch etwas davon erfahren, was wir mit dem Vogel vorhaben, denn ich möchte meiner Mutter gern eine unvermehrte Freude machen.“

Als die Reisegesellschaft aus dem Walde heraustrat, erschallte schon das Posthorn mit freudigem Alang, zum Zeichen, daß alles zur Weiterfahrt bereit sei. Es waren kaum noch ein paar hundert Schritte zu dem freundlichen Dorfe, und der Wagner hatte seine Sache ganz vortrefflich gemacht, denn in kürzester Zeit war das Rad wieder in brauchbarem Zustand.

Der junge Graf nahm den biederen Meister auf die Seite und redete wegen des Knaben heimlich mit ihm. Dieser bestätigte alles, was der Knabe gesagt hatte. „Ich wünschte sehr, ihn in die Lehre zu bekommen“, sagte er zum Schluß, „allein wohlfeiler kann ich ihn nicht annehmen; ich habe ohnedies so wenig gefordert, als mir unter den gegenwärtigen Umständen nur immer möglich ist.“

Die Gräfin bezahlte hierauf das Rad, gab dem Knaben ein ansehnliches Trüngeld und setzte sich mit ihren zwei Töchtern in den Wagen. Der junge Graf nannte dem Knaben noch insgeheim sein Schloß, das noch drei Stunden von dort entfernt war und sagte ihm, daß er sich daselbst an den Schloßgärtner zu wenden habe, der ihn sicher gut aufnehmen würde. Dann stieg auch er in Wagen und unter den schmetternden Klängen des Posthorns fuhren sie weiter. (Fortf. folgt.)

Gehet zu Joseph!

Eine Leserin unseres Blättchens schreibt: „Die Hilfe des hl. Joseph ist wunderbar. Bei Ausbruch des Krieges kam ich in schwere Sorge, gänzlich arbeitslos zu werden. Das drückte mich umso mehr, weil ich die einzige Stütze meiner hochbetagten Mutter bin. Wohl waren mir früher beim Lesen der vielen Gebetsgerüungen im Bergkämmein nicht allerlei Zweifel aufgestiegen, jetzt aber wandte ich mich in meiner Not selbst an den heiligen Joseph, den Beschützer des Arbeiterstandes und versprach, alljährlich im Monate März eine hl. Messe zu seiner Ehre lesen zu lassen und ein kleines Missionsalmozen beizulegen. Wenige Tage darauf wurde mir auf meinem früheren Posten eine lohnende Beschäftigung angeboten und etwas später der Lohn noch bedeutend erhöht. Damit ist mein Vertrauen zum hl. Joseph neu festig; ich werde mein Versprechen mit Freuden erfüllen und rufe allen, die in Not sind, zu: Gehet zu Joseph; er kann und wird euch helfen!“ —

Ein Lehrer aus dem Münsterlande läßt sich also vernehmen: „In meiner Familie wird täglich der hl. Joseph durch ein kleines Gebet verehrt, und ich habe die Macht seiner Fürbitte schon oft und in den mannigfachsten Lebenslagen erfahren; auch daß mir Gott die Gnade gegeben hat, trotz großer Körper Schwäche fast dreißig Jahre lang meinem Berufe zu obliegen, schreibe ich seiner Fürsprache zu. Nicht minder erfuhr ich seine Hilfe in geistiger Bedrängnis. Es befiehl mich große Angstlichkeit und Furcht, namentlich beim Empfang der hl. Sakramente, so daß ich allmählich ganz verzagt wurde; alle Zusprüche und Tröstungen meines Beichtvaters konnten mich nicht beruhigen. Da begann ich drei Noven zu Ehren des hl. Joseph und versprach, falls ich Linderung in meinem Seelenleiden finde, eine Gabe für die Mission nebst Veröffentlichung im Bergkämmein nicht. Mein Vertrauen wurde nicht zu Schanden; ich fand in Köln an einem frommen Franziskanerpater einen Seelenführer, so daß ich geistig wieder neu auflebte. Gott und seinen Heiligen sei Dank! Ich habe dies in der reinen Absicht geschrieben, um einerseits meine Dankesschuld abzutragen und anderseits auch andere, die in ähnlicher Not sind, zu ermutigen, recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen.“ — „Nach einer vertrauensvollen Novene zur hl. Muttergottes und zum hl. Joseph wurde meiner hl. Freundin in schwerer Krankheit sichtbare Hilfe zu teil. Veröffentlichung war versprochen.“

„Bin durch die Fürbitte des hl. Joseph und hl. Antonius in schwerem Anliegen erhört worden. G.“ „Danach dem göttlichen Herzen Jesu und der schmerzhaften Muttergottes Maria, da sie uns schon so oft lieblich geholfen haben. G.“ „Durch die Fürbitte des hl. Joseph und hl. Antonius in schweren Anliegen erhört worden und bitte um feineren Schutz und Segen für meine Familie. Missionsalmozen gleichzeitig eingesandt.“

„Meine Schwester, die ihr Ziel, ins Kloster einzutreten, glücklich erreicht hat, spendet 15 Mark Missionsalmozen und dankt hiermit öffentlich dem hl. Joseph, der ihr nach ihrer festen Überzeugung zu dieser Gnade geholfen hat.“ — „Als meine Mutter plötzlich schwer erkrankte, und die beiden Aerzte, die wir holten, konstatierten, daß sie sich einer gefährlichen Operation unterziehen müsse, wandte ich mich in großer Angst an den hl. Joseph und versprach ein Almozen für die Mission. Mein Vertrauen wurde belohnt, die Mutter erlangte ohne Operation die Gesundheit wieder.“ — „Mein Sohn, ein Knabe von elf Jahren, erkrankte am Vorabend vom hl. Weihnachtsfeier, bekam Fieber und so starke Kopfschmerzen, daß ich eine Gehirnenzündung befürchtete. Ich gelobte zu Ehren des hl. Joseph eine Novene und nebst der Veröffentlichung im Bergkämmein nicht eine Spende von 10 Mark. Die Hilfe kam augenscheinlich, denn am Stephanstag war mein Sohn ohne ärztliche Hilfe schon wieder gesund. Dem lieben hl. Joseph sei mein innigster Dank gesagt!“ — „Sieben Jahre lang hatte ich vergebens auf Kinderjagen gehofft, als mich meine Freundin auf das „Bergkämmein“ und die Kraft der Fürbitte des hl. Joseph aufmerksam machte. Ich faßte Vertrauen, begann mit meinem Mann eine neuntägige Andacht, und bin heute in der glücklichen Lage, dem großen Heiligen meinen innigsten Dank sagen zu können.“

„Durch einen schweren Sturz auf einer Treppe verletzte ich mich so schwer, daß ich mich nicht mehr bewegen konnte. Nun wandte ich mich an den hl. Joseph, hielt